Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 153 (1874)

Artikel: Ein Wiederfinden auf fremder Erde : eine Erzählung aus der Zeit der

Internirung der französischen Ostarmee

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-373591

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Wiederfinden auf fremder Erde.

Eine Ergablung aus ber Zeit ber Internirung ber frangofifden Oftarmee.

Die Armee des Generals Bourbafi, in gahlreichen Gefechten bei Montbeliard, Belfort und andern Orten geschlagen, von hunger und Rälte beinahe aufgerteben und vom Feind in die beschneiten Berge bes Jura gedrängt, war gezwungen, über die Grenze der Schweiz zu flüch= ten. In einem fleinen Saufe bei Berrieres murbe die vom schweizerischen General Herzog entworfene Konvention, welche der französischen Oftarmee ben Gintritt in die Schweiz gestattete, von General Clinchant, bem Stellvertreter Bourbatis, unterzeichnet. In regellofer, wilder Flucht ergoß fich nach kaum abgeschloffener Ueberein= funft am ersten Februar 1871 in der Frühe die Armee über die Schweizergrenze, wo sie entwaffnet und nach allen Theilen des Landes internirt wurde. Der Anblick diefer aller Ordnung, allen Zusam= menhangs, jeden Gehorsams baaren, geschlagenen, verhungerten, durch und durch forrumpirten Armee war ein entsetlicher und kein Mensch konnte diese bis auf den freien Boden der Schweiz vom Elend verfolgten Soldaten ohne Rührung und Mitleid ansehen. Die Theilnahme war aber auch eine all= gemeine und großartige und es wird in der Geschichte der Menschheit immer dasjenige eines der schönsten Blätter bleiben, welches die Aufnahme der Franzosen von Seite der schweizerischen Bevölkerung schildert.

Mögen jene Fünfundachtzigtausend, mag Frankreich sich jederzeit daran erinnern, was die Schweiz damals für seine verhungerte Oftarmee gethan hat!

In dem blutigen Kampf vom 29. Januar 1871, in welchem die Armee Bourbakis bei Lombacourt und Chaffois den Deutschen den letzten verzweifelten Widerstand leistete, traf einen Sergeanten der Franktireurs in dem Augenblick eine feindliche Rugel, als er mit einer Handvoll Braver sich dem seigen Ausreißen der Moblots, das für den Ausgang des Kampses so verhängnißvoll wurde, entgegenstellte.

Der Sergeant sank in den Schnee und wurde sammt seinen Getreuen von den in wilder Flucht ausreißenden Moblots niedergetreten, die Schlacht war für die Franzosen verloren und die ganze Armee flüchtete nach Pontarlier, ber Schweizer-

grenze entgegen.

Die Sonne des 29. Januars war untergegangen, blutigroth, als hätte sie all das viele Blut der armen Krieger getrunken, die an diesem Tage gefallen waren und deren warmes Herzblut den Schnee röthete. Die Nacht sank hernseder, sternenklar und kalt. Grausige Stille herrschte jetzt auf dem Schlachtseld, wo wenige Stunden zuvor der heftigste Kamps getobt hatte, die Stille des Todes. Im weiten Umkreis um Lombacourt loderten die Wachtseuer der Deutschen, während auf dem Schlachtseld nächtliches Dunkel herrschte und die Finsterniß, im Gegensatz zu jenem Feuerglanz, um so grauenvoller wurde.

Da erhob sich aus einem Haufen Leichen ein Krieger auf seine Knie. Vorsichtig spähte er umher, als er aber auf dem weiten Plan weder eine menschliche Stimme hören, noch irgend ein Licht sehen konnte, erhob er sich vollends. Rings um den Plat, wo er gelegen, war der Schnee mit Leichen förmlich bedeckt. Er langte ein Schächtelchen Streichhölzer aus der Tasche, zünsdete einige derselben an und leuchtete mit diesem unzureichendem Licht vielen von seiner Gesells

schaft ins Geficht.

"Alles todt! Alles hin! Morbleu!" murmelte er halblaut bei dieser schaurigen Inspektion. Dann raffte er ein weggeworfenes Gewehr auf, benutzte dieses als Stock und hinkte bamit langsam weg, in der Richtung

gegen Pontarlier.

Er ging die ganze Nacht. Nirgends traf er ein bewohntes Haus ober einen lebenden Menschen. Weggeworsene Wassen, umgestürzte Geschütze, verendete Pferde bezeichneten ihm aber genugsam den Weg, den er zu nehmen hatte, um wieder zu seinem Korps zu kommen. Manches-mal sank er vor Ermattung in den Schnee, aber die Liebe zum Leben trieb ihn immer wieder weiter. Der Hunger nagte unbarmherzig in seinem Magen, denn seit zwei Tagen hatte er nichts anderes zu essen bekommen, als ein Stück harten Zwiedack. Mit der Nacht hatte die Kälte zugenommen und es blies ein schneidend kalter Nordwind über den Schnee dahin, der die Glieder

des muhfam fich fortichleppenden Sergeanten ftarr und steif machte. Dazu fing seine Wunde neuerdings wieder an heftig zu schmerzen. Die feindliche Augel war ihm oberhalb dem Anie des linken Fußes durch das Fleisch gedrungen, hatte dieses zerrissen und aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch den Knochen bedeutend verlett. Im Anfange hatte dieselbe fehr ftark geblutet und der große Blutverluft hatte den Sergeanten besinnungslos gemacht. Nachher aber hatte er nur noch unbedeutende Schmerzen verspürt und war nur darum liegen geblieben, damit ihn die fiegreich vorrückenden Deutschen ebenfalls für todt halten und er nicht in Gefangenschaft gerathen murde. Durch die große Ralte murden jett aber seine Schmerzen von Viertelstunde zu Viertelstunde größer. "O mon Dieu! mon Dieu!" seufte der Sergeant, "gibt es denn teine Er-lösung?" Er fant auf's Reue wie todt in den Schnee und ware da unzweifelhaft liegen geblieben, bis auch ihn des Todes kalte Hand ergriffen hatte, wenn nicht eben um diese Zeit ein mit zwei Pferden bespannter Bauernwagen bes Weges gefommen mare. Der Fuhrmann, ein junger, frangöfischer Bauer, war von einer deutschen Streifpatrouille verfolgt worden und nur feine zwei feurigen bretonischen Pferde hatten ihm das Leben gerettet. Da er aber nicht nach seinem Dorf zurückfehren konnte, schlug er den Weg nach Pontarlier ein. Er sah den verwunbeten Landsmann, stieg ab und half biesem auf ben Leiterwagen. Bei ber nächften frangöfischen Sanitätskolonne gab der Bauer seinen Paffagier ab. Mit dieser tam der verwundete Sergeant über die Grenze der Schweiz und wurde nach St. Gallen internirt.

hier mußte er sofort in das Militärspital gebracht werden, da seine Wunde durch schlechte Pflege, Kälte und Mangel an Nahrung fich sehr verschlimmert hatte. Der ganze Fuß war fürchterlich aufgeschwollen und die Aerzte sahen sich gezwungen, benfelben zu amputiren. Das hatte aber schon manchen Tag früher geschehen sollen. Der Brand hatte unterdeffen so um fich gegriffen, daß die Aerzte ben Sergeanten berloren gaben. Er wurde allgemein zu den Todes tandidaten gezählt.

Wenige Wochen vor der Ankunft der In= ternirten war ein junges frangöfisches Mädchen als Flüchtling nach St. Gallen gekommen. Sie nannte fich Angeline Bernot. Ihr Vater war Wtaire eines Dorfes bei Gravelotte gewesen, wurde aber von den Preugen mit noch zehn andern Personen aus dem Dorf standrechtlich erschoffen, weil zur Zeit ber Schlacht bei Gra-velotte in dem Dorfe einige beutsche Soldaten meuchlings umgebracht worden waren. Das Dorf felbst murbe von den Deutschen angezündet und Angelinens Mutter kam dabei mit vielen andern Einwohnern ums Leben. So war also das Mädchen plötlich zur Waise und zur Bettlerin zugleich geworden. Sie flüchtete fich in die Schweiz und tam nach längerem Umherirren nach St. Gallen.

hier fand ihr Schicksal viele Theilnahme. Gleichwohl fühlte fie fich fehr unglücklich. Gine tiefe Sehnsucht nach dem heimatlichen Dorf und bange Sorge um den einzigen Bruder, den das schredliche Schidfal ihr noch gelaffen, verfolgten fie immerfort. — Sie hatte auf der ganzen weiten Welt Niemand mehr, ben fie lieben tonnte, als diesen Bruder, den fie aber taum fannte. Er war vor manchem Jahr, als fie felbft noch ein kleines Rind war, nach dem Süden Frankreichs gegangen und seither nie mehr heim= Nur feine Photographie hatte er gefommen. geschickt, als er als Freiwilliger in den Militär= dienst trat, um den eben begonnenen Krieg gegen Deutschland mitzumachen. Von diefer Zeit an hatte fie aber nie mehr etwas von ihm gehört. Ja selbst sein Bild war ihr verloren gegangen, indem es mit all dem Eigenthum ihrer Eltern verbrannte.

Der Gedanke, daß ihr Bruder in dem mörberischen Rrieg ebenfalls vermundet worden fein und irgendwo in einem Lagareth liegen tonnte, verfolgte sie Tag und Nacht und er war auch der Grund, daß sie sich sofort bei Ankunft der Internirten als Krankenwärterin meldete.

Angeline wünschte, den schwerkranken Gergeanten pflegen zu bürfen. Derfelbe lag eben im heftigften Fieber, als sie in sein Zimmer trat. Er phantafirte. Seine Gedanken beschäftigten fich mit der Heimat, mit Erinnerungen an die Jugendzeit. Dabei nannte er oft und mit unendlicher Zärtlichkeit den Ramen "Angeline."

Angeline Vernot horchte erstaunt auf. Galt

das ihr? Wußte der Krante, wie fie hieß, und waren es nicht Fieberphantasien, die er aussprach? Erschrocken trat sie näher an das Lager bes Sergeanten. Ein Blick in bas schmerzverzerrte Geficht desselben rief in ihr eine schreckliche Ahnung wach. Sie machte Bergleichungen zwischen dem Gesicht des Kranken und der Photographie ihres Bruders und fand, trot aller Entstellung, eine merkwürdige Aehnlichkeit zwischen beiden. "Mein Gott!" fprach fie entsetzt, "ift es Täuschung oder Wahrheit?"

Sie wollte umfehren und beim Lazaretharzt sich nach dem Namen bes Gergeanten erfundigen. Sie hatte baran im Anfang nicht ein= mal gedacht; nun aber mußte sie missen, wer der Kranke war; sie fand sonft keine Ruhe mehr. Eben wie sie das Zimmer verlaffen wollte, rief der Kranke mit schwacher Stimme "Waffer!" Sie lief zurück und reichte ihm das Gewünschte. Er trank haftig ein ganzes Glas voll und schlug gleich nachher die Augen auf. Das Fieber schien für den Moment ihn verlaffen zu haben. Er= staunt sah er in das ihm fremde Geficht sei= ner Wärterin. Er schien

nachzudenken. Es war, als erwache er aus einem schweren Traum und als wäre das, was er geträumt hatte, zur Wirklichkeit geworden. Er faßte die Band der Wärterin und sah ihr lange

ftarr in die Augen.

Angeline!" fprach er leife, fragend.

Alles vergeffend, fiel die Barterin bei diefem Worte dem Kranken um den Hals. Jest war fie von der Richtigkeit ihrer Ahnung überzeugt; fie hatte die Stimme erkannt. Wie eine Erinnerung aus längstvergangenen Tagen hatte bas Wort "Angeline" an ihr Ohr geklungen.

"Bruder! Bruder!" rief fie in überftromender Freude.

Der Kranke sah aber immer noch zweifelnd in das Gesicht des jungen Mädchens, das seiner leidenschaftlichen Aufregung keinen Zwang mehr auflegte und das bleiche Gesicht des Sergeanten mit Ruffen bedeckte.

"Bift Du denn wirklich und wahrhaftig Un-

geline?" fragte er.

"Ja Louis, ich bin Deine Schwefter! Ich bin Angeline Vernot!" fprach das Mädchen schluchzend.

> "Wie kommst Du aber denn hieher? Wo find unfere Eltern, Angeline?"

"Todt!" hauchte An= geline, heftiger wei=

nend."

"Todt?" wiederholte der Gergeant schaudernd.

Diese Nachricht machte einen furcht= baren Eindruck auf den Rranten. Er fant in fein Riffen zurück und lag lange wie leblos.

Angeline war un=

tröstlich.

"Gerechter Gott, ich habe ihn gemordet!" schrie sie im tiefsten Schmerz laut auf, so daß der eben im nächften Rrankenzimmer wei= lende Arzt eilig her= beikam.

Es war aber nicht, wie Angeline glaubte, der Sergeant war nicht todt. Eine tiefe Ohnmacht hatte ihn befallen, aus der er aber in einen ziemlich ruhigen Schlaf verfiel und nach mehreren Stunden um Vieles besser erwachte.

Angeline pflegte den Bruder mit aller erdentlichen Sorgfalt und nach vielen Wochen, als der Friede schon geschlossen und die Internirten lange schon wieder nach Frankreich zurückgekehrt waren, reiste auch Sergeant Louis Bernot mit seiner Schwester nach der Heimat zurück, freilich als Krüppel, aber reich durch die Liebe Angelinens.



"Alles vergeffend fiel bie Warterin bei biefem Borte bem Kranken um ben Sale."